

PG MACIOTI

LIBERAL ZU SEIN REICHT NICHT AUS

**EINE PROGRESSIVE PROSTITUTIONSPOLITIK MUSS DAS «HURENSTIGMA»
EBENSO BEKÄMPFEN WIE DIE KRIMINALISIERUNG VON SEXARBEIT**

Die Themen Prostitution, Sexarbeit und Menschenhandel haben in Europa gerade wieder einmal Hochkonjunktur. Frankreich ist kurz davor, das schwedische Modell der Freierbestrafung zu verabschieden, in Großbritannien stehen Razzien in «Rotlichtmilieus» auf der Tagesordnung und werden Kleinbordelle wegen Verdacht auf Menschen- und Drogenhandel geschlossen. Zudem prüft das Europäische Parlament zurzeit den Vorschlag, Freierbestrafung in allen Mitgliedstaaten einzuführen. In Deutschland erhielt die Debatte vor allem durch eine Kampagne der Zeitschrift *Emma* neue Nahrung. In ihrem «Appell gegen Prostitution» wird diese mit Sklaverei gleichgesetzt und eine Rücknahme des Prostitutionsgesetzes (ProstG) von 2002 gefordert. Damit ist eine alte Kontroverse entbrannt, obwohl die Neuregelungen zunächst zu einigen Verbesserungen für Sexarbeiter_innen geführt und die Auseinandersetzungen in verschiedenen Städten deeskaliert hatten.

Es ist bemerkenswert, wie Prostitution immer wieder als das älteste Gewerbe der Welt angerufen wird und zugleich eine derjenigen Tätigkeiten in unserer Gesellschaft geblieben ist, über deren Umgang besonders heftig gestritten wird. Warum also ist Sexarbeit ein so überaus schwieriges Thema, das Feministinnen und Linke, aber auch Liberale und Konservative immer wieder aufbringt und spaltet? Beim Versuch, sich einer Beantwortung dieser Frage anzunähern, werde ich – anstatt für oder gegen Prostitution Stellung zu beziehen – auf die Komplexität von Sexarbeit eingehen, das heißt auf die verschiedenen Machtverhältnisse und gesellschaftlichen Konfliktlinien, die sie durchziehen und die nur in ihrer Verschränkung zu verstehen sind.

Beim Thema Prostitution geht es um Macht und um ökonomische Fragen, um Geschlechterverhältnisse und um Sexualität, um Migration und um Rassismus und um einiges mehr. Was oftmals passiert, ist, dass Sexarbeit ausschließlich unter einem bestimmten Aspekt verhandelt wird (z. B. als Gewalt gegen Frauen), was zu unzulässigen Vereinfachungen führt und deswegen keine «Lösung» bringen kann. Damit ist auch die Tendenz verbunden, aus der Erfahrung einer bestimmten Gruppe oder einer einzelnen Person allgemeine Schlussfolgerungen für eine Prostitutionspolitik zu ziehen. Die Erfahrungen in der Sexarbeit sind aber genauso vielfältig und komplex wie die gesellschaftlichen Lebensumstände und Positionierungen von Menschen insgesamt. Es ist demnach wichtig, weder eine eindeutige Gegen-Position noch eine unkritische Pro-Position einzunehmen. Stattdessen soll-

te eine Analyse vor allem dem Ziel verpflichtet sein, zu einer verbesserten Prostitutionspolitik beizutragen. Was darunter zu verstehen ist, werde ich am Ende des Beitrags erläutern.

Ich benutze im Folgenden aus den oben genannten Gründen sowohl den Begriff der Sexarbeit als auch den der Prostitution, weil damit deutlich wird, dass es sich hierbei um Arbeit handelt, dieses Arbeitsverhältnis aber nicht losgelöst von komplexen, historisch bedingten Abhängigkeiten und Machtverhältnissen sowie gesellschaftlichen Normen und Werten zu betrachten ist. In einer Hinsicht ist Sexarbeit kaum von anderen Formen der Erwerbstätigkeit zu unterscheiden, da Menschen, die als Prostituierte arbeiten, an erster Stelle wie alle Lohnabhängigen mit der Notwendigkeit konfrontiert sind, an Geld zu kommen, um für sich und möglicherweise für den Lebensunterhalt von anderen zu sorgen. Da wir im Kapitalismus über kein Grundeinkommen verfügen, das uns zusteht, ohne dass wir uns in mehr oder weniger ausbeuterische Arbeitsverhältnisse begeben müssen, macht es wenig Sinn, im Zusammenhang mit Arbeit von «Freiwilligkeit» zu sprechen. Unter kapitalistischen Verhältnissen verbringen die meisten Menschen ihre Zeit mit einer Tätigkeit, der sie unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen höchstwahrscheinlich anders oder gar nicht nachgehen würden. Die Möglichkeit, sich von diesem Zwang zu befreien und den eigenen Weg zu gehen, steht nicht allen Menschen gleichermaßen zur Verfügung, sondern hängt stark von sozialer Herkunft, Geschlecht, Sexualität, der Migrationsgeschichte und anderen Faktoren ab. Auf der anderen Seite ist Sexarbeit von einer Spezifik ge-

prägt, die es auch nicht als angemessen erscheinen lässt, von Prostitution als einem Beruf wie jedem anderen zu sprechen.

DAS HURENSTIGMA

Um Sexarbeit in ihrer Komplexität zu analysieren und daraus Schlüsse für eine progressive Prostitutionspolitik ziehen zu können, ist es am wichtigsten, zunächst einmal klar zu benennen, was diese Arbeit von anderen unterscheidet: nämlich das gesellschaftliche Hurenstigma. Dieses sorgt dafür, dass Sexarbeiter_innen in der Gesellschaft und in zwischenmenschlichen Beziehungen nicht (ausreichend) respektiert werden; es hält sie davon ab, in andere Berufe umzusteigen und fördert die Aufrechterhaltung von Gewalt-, Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnissen. Dieses Stigma erfahren Sexarbeiter_innen in unterschiedlichem Maße und auf unterschiedliche Art und Weise, aber es trifft sie alle. Das Besondere an dieser gesellschaftlichen Benachteiligung ist, dass sie zum einen degradierend und ausgrenzend ist und zum anderen eine Opferposition festschreibt. Sexarbeiter_innen wird häufig die eigene Handlungs- und Entscheidungsfähigkeit abgesprochen, worin ein weiteres direkt gewalttätiges Machtverhältnis gegenüber den «Marginalisierten» zum Ausdruck kommt. Ganz häufig ergreifen andere das Wort für sie, vermeintlich um sie zu «retten».

Das Hurenstigma schafft zudem eine Art Teufelskreis: Wegen seiner Existenz und Wirkung unterscheidet sich Sexarbeit von anderen Jobs, und deswegen muss das Stigma als solches benannt, kritisiert und bekämpft werden. Die Betonung des Unterschieds zwischen Sexarbeit und anderen Jobs droht aber, das Stigma nur noch weiter zu verstärken. Es ist gerade deswegen von Bedeutung, zu verstehen, woher es kommt und wie es mit anderen gesellschaftlichen Ausschlüssen, Zuschreibungen und Differenzierungen interagiert.

Das Hurenstigma ist im Allgemeinen mit Frauenfeindlichkeit und Sexismus verbunden, und es betrifft auf gewisse Art alle als weiblich definierten Subjekte. Die Gegenüberstellung von «Hure oder Heilige» ist ein altes und immer noch wirkmächtiges Modell, das die Essenz, die Rolle und den Platz von Frauen in den westlichen Gesellschaft festschreiben will (die «wahre» und gute Frau) und versucht, Gewalt gegen Frauen zu relativieren und zu rechtfertigen (die Hure, «die es wohl selbst provoziert hat»). Das Recht auf sexuelle Selbstbestimmung haben sich Frauen und andere Gruppen vor noch nicht allzu langer Zeit erstritten und es bleibt weiterhin äußerst umkämpft. Historisch wurde weibliche Sexualität verneint und verschleiert, und Frauen wurden in der Regel entweder auf die Rolle der sittlichen Ehefrau oder die eines Sexualobjekts reduziert. Wenn sich Frauen in der Öffentlichkeit explizit sexuell äußern oder aus welchen Gründen auch immer beleidigt werden sollen, kommt auch heute immer noch gern die «Hure» ins Spiel. Hure zu sein, bedeutet im heteronormativen Patriarchat, am äußersten (dem «bösen») Ende des Spektrums des «Frauseins» zu stehen. Das Ausüben einer Tätigkeit, die Grundlage von Degradierung und Unterdrückung des weiblichen Geschlechts ist, führt unweigerlich zur Stigmatisierung, von der sich nur sehr schwer zu befreien ist. Sexarbeiter_innen werden oft auf ihren Beruf reduziert, und ihre Hauptidentität wird die der Hure.

Dem Dualismus Hure/Heilige entsprechend ist das Hurenstigma sowohl ein Ausdruck von Verachtung als auch von Entmündigung. Wenn Frauen Sex selbstbestimmt als Teil einer Erwerbstätigkeit nutzen, werden sie in der Regel moralisch verachtet und als unsittlich dargestellt oder sie gelten

als handlungsunfähige Opfer. Denjenigen, die selbstbewusst auftreten und sich gegen diese doppelte Stigmatisierung zur Wehr setzen, wiederum wird oftmals vorgeworfen, sie seien privilegierte Huren und würden durch ihr Verhalten wenn schon nicht sich selbst, dann doch anderen Frauen schaden. Sexarbeiter_innen befinden sich aufgrund des Hurenstigmas also in einer zwiespältigen und schwierigen Position, in der sie mit zum Teil gegensätzlichen Zuschreibungen durch verschiedene gesellschaftliche Gruppen konfrontiert sind und sich – egal, welche Position sie einnehmen – für ihre berufliche Tätigkeit rechtfertigen müssen.

Eine Analyse von Geschlechterverhältnissen in Bezug auf das Hurenstigma darf Heteronormativität nicht vernachlässigen. Zu den gesellschaftlichen Subjekten, die aufgrund ihrer Sexualität häufig kriminalisiert oder pathologisiert werden, zählen nicht nur Cis-Frauen,² sondern auch queere Cis-Männer und Trans*-Personen. Es ist nicht überraschend, dass Cis-Frauen, schwule oder bisexuelle Cis-Männer und Trans*-Personen den größten Teil der Sexarbeiter_innen stellen: Sexarbeit wird eher von denjenigen geleistet, die aufgrund ihrer Sexualität unterdrückt und gleichzeitig darauf reduziert werden. Dabei sind die sogenannten Gigolos³ vom Hurenstigma viel weniger betroffen. Sie sind wahrscheinlich deswegen in der öffentlichen Debatte um Sexarbeit oder Prostitution kaum präsent, weil heterosexuelle Cis- und Trans*-Frauen weder über eine vergleichbar ökonomische Macht noch über eine ähnlich starke sexuelle Subjektposition in der Gesellschaft verfügen wie Cis-Männer – und sich deswegen auch viel seltener bezahlte sexuelle Dienste leisten (können).

Dass Kunden als Cis-Männer eine hervorgehobene Machtposition in der Gesellschaft besitzen, heißt aber nicht, dass sie als Kunden von Huren nicht auch gesellschaftlich stigmatisiert würden: Während die Huren als unsittlich, willensschwach oder als Opfer gelten, wird den Kunden häufig die Rolle des sexgierigen Mannes und des bösen patriarchalen Täters zugeschrieben. Der Durchschnittskunde allerdings hält sich in der Regel an den mündlich abgeschlossenen «Arbeitsvertrag», bringt Sexarbeiter_innen Geld ein und Respekt entgegen und unterstützt sie manchmal sogar auch in ihrem Kampf gegen Ausbeutung. Wird er – wie es aktuell in den Auseinandersetzungen um die sogenannte Freierbestrafung passiert – noch weiter stigmatisiert und gar strafrechtlich verfolgt, beeinträchtigt das am stärksten die Sexarbeiter_innen, weil damit das Hurenstigma nicht nur reproduziert wird, sondern sich noch weiter verfestigt. Je mehr der Kunde als böser sexlustiger Täter kriminalisiert wird, desto mehr geraten Sexarbeiter_innen zu Opfern und ihre Arbeit bzw. ihre Person in den Ruch des Schmutzigen und des Illegalen. Eine Kriminalisierung der Kunden würde für die Sexarbeiter_innen am Ende weniger Sicherheit und noch mehr Stigma bedeuten und rein gar nichts zu ihrer «Rettung» beitragen.

Es würde sich durch den Schritt hin zu mehr Verboten und staatlicher Verfolgung im Feld der Prostitution auch wenig an den grundlegenden patriarchalen (Gewalt-)Verhältnissen ändern. Denn die Subjekt- und Machtposition des (eher heterosexuellen und weißen) Cis-Mannes in der Gesellschaft bleibt von solchen Maßnahmen praktisch unberührt, weil ihm im Bereich Sexualität ganz selbstverständlich ein Selbstbestimmungsrecht zugestanden wird und er nicht auf diesen Aspekt seiner Persönlichkeit reduziert wird. Dagegen treffen das vorherrschende Hurenstigma und die damit verbundenen alltäglichen Diskriminierungen mit aller Wucht etwa die Gruppe der sogenannten Trans*-Frauen. Ihnen wird häufig

automatisch unterstellt, sich in der Prostitution zu verdingen, da für sie in der transphoben Gesellschaft kaum eine andere Arbeit vorstellbar scheint. An dieser Stelle sei aber auch noch auf einen anderen Aspekt der Auseinandersetzung mit Sexarbeit hingewiesen: In einigen (wenn auch nur wenigen) queeren Communities gilt die Tätigkeit als Sexarbeiter oder Sexarbeiterin als subversiv und wird als deren sexuelle Identität verstanden. Das Ergebnis kann in einer erhöhten Akzeptanz bestehen, manchmal kann die Zelebrierung des Daseins von Sexarbeiter_innen aber auch dazu führen, dass negative Aspekte wie Abhängigkeiten und strukturelle Ungleichheiten ausgeblendet werden. Unmittelbare Anknüpfungspunkte zwischen queeren Personen und Sexarbeiter_innen bestehen jedoch insofern, als dass Machtverhältnisse in der Gesellschaft unter anderem durch die Kontrolle und Diskriminierung ihrer Sexualität aufrechterhalten werden. Dies könnte ein Grund sein, sich im Kampf gegen das Hurenstigma noch stärker als zuvor mit denjenigen zusammenzuschließen, die auch unter der vorherrschenden heteronormativen und sexistischen Ordnung zu leiden haben.

Nichtsdestotrotz wäre es aber gefährlich, das «Sexarbeiter_in-Sein» als sexuelle Identität zu begreifen, da Sexarbeit eine Tätigkeit ist, die keine identitäre Aussage zur Person beinhaltet. Prostitution und Sexarbeit finden unter den herrschenden Zwängen und Bedingungen eines neoliberalen Kapitalismus statt. Sie selbst als positive Identität sehen zu wollen, hieße, wenigstens zum Teil das Hurenstigma («Du bist, was du tust») und die liberale Idee der Selbstverwirklichung aufzugreifen und zu bestätigen. Damit soll keineswegs bestritten werden (was auch mit Stigmatisierung zu tun hätte), dass manche Sexarbeiter_innen aus ihrer Arbeit *empowerment* oder gar Vergnügen ziehen. Eine solche Position aber als die einzig «richtige» zu bezeichnen, würde wiederum Gefahr laufen, als Gegenbild zur «glücklichen Hure» automatisch die Vorstellung von der «unglücklichen Hure» als Opfer zu stärken und zu reproduzieren. Ein progressiver politischer Ansatz, der weiter unten noch ausführlicher beschrieben wird, sollte in erster Linie darauf abzielen, Prostitution vom Stigma zu befreien, damit es Sexarbeiter_innen überlassen bleibt, was sie aus ihrer Tätigkeit machen oder in ihr sehen wollen – ob Identität, (Selbst-)Verwirklichung oder einfach nur einen Job.

Das Hurenstigma operiert immer in Interaktion mit weiteren gesellschaftlichen Prozessen der Differenzierung und Ausgrenzung und wirkt entsprechend auf verschiedene Sexarbeiter_innen unterschiedlich. Dass Sexarbeit zum großen Teil von Migrant_innen ausgeübt wird, hat definitiv ökonomische und rassistische Ursachen. So wirken sich in Deutschland zum Beispiel Einschränkungen beim Zugang zu anderen Berufen aus (wie etwa die bis Ende 2013 fehlende Arbeitnehmerfreizügigkeit für Menschen aus Bulgarien und Rumänien). Dass migrantische Sexarbeiter_innen oftmals in der öffentlichen Diskussion nur als minderjährige Opfer von Menschenhandel gedacht und präsentiert werden und nicht als Subjekte mit eigenem Willen, hat zudem mit dem Zusammenwirken von Rassismus, Klassen- sowie Geschlechterverhältnissen und dem Hurenstigma zu tun, woraus das Bild der migrantischen, willensschwachen und ungebildeten «Opfer-Frau» und des migrantischen kriminellen «Täter-Mannes» entsteht. Diese Form der Entmündigung von migrantischen Sexarbeiter_innen ist deswegen mit Rassismus verbunden, weil ihr häufig das Bild von der emanzipierteren deutschen Prostituierten entgegengestellt wird. Aufgrund ihres Einheimisch- und Weißseins ist diese vermeintlich eher handlungsfähig,

obwohl sie vom Hurenstigma – wenn auch eben anders – betroffen ist. Es ist ein rassistisches Vorurteil und koloniales Muster, das hier reproduziert wird: Die unterdrückten, weniger (wenn überhaupt) handlungsfähigen nicht weißen weiblichen Subjekte müssen vor ihren eigenen unterdrückerischen Männern geschützt und gerettet werden. Dieses Prinzip diente lange dazu (und es tut es immer noch), Plünderungen und kriegerische Interventionen vonseiten westlicher Länder zu begründen, und wird heute in Deutschland und der Europäischen Union gern dafür benutzt, um die «Rettung» (häufig verbunden mit einer Abschiebung) von migrantischen Frauen, die in der Sexarbeit tätig sind, zu rechtfertigen.

In diesem Sinne wirkt das Hurenstigma besonders massiv auf Subjekte, die aufgrund von Armut, Geschlecht, Sexualität und/oder Herkunft sowieso schon in vielfältiger Weise von der Gesellschaft und staatlichen Stellen entmündigt und diskriminiert werden. So wird vielen Frauen oftmals nicht nur die Entscheidung, in der Prostitution zu arbeiten, nicht zugestanden, sondern es werden ihnen auch ihr Wille und ihr Recht, zu migrieren, abgesprochen. Strukturelle ökonomische Ungleichheiten zwischen verschiedenen Ländern, eine repressive Grenzpolitik und fehlende legale und finanzielle Möglichkeiten der Auswanderung führen erwiesenermaßen in vielen Fällen dazu, dass sich Frauen mit einem Migrationswunsch am Ende in ausbeuterischen Zwangsverhältnissen wiederfinden und dass der Menschenhandel blüht. Zu behaupten, dass alle migrantischen Sexarbeiter_innen vor diesem Schicksal «gerettet» werden müssten, dient jedoch ganz offensichtlich dazu, sie zu Objekten zu degradieren und repressive Maßnahmen wie Razzien und Abschiebungen gegen sie zu legitimieren. Die abolitionistische Haltung gegenüber Prostitution, die diese von staatlicher Seite verbieten lassen will und jegliche Sexarbeit mit Gewalt und Menschenhandel in Verbindung bringt, trägt auch nur dazu bei, das Stigma gegen Migrant_innen und Sexarbeiter_innen zu verstärken. Gleichzeitig werden damit die hierarchischen Beziehungen zwischen den reicheren und ärmeren Ländern nicht nur in der EU akzeptiert und aufrechterhalten.

IST GUTE PROSTITUTIONSPOLITIK MÖGLICH?

Prostitution ist komplex und vielfältig. Sexarbeit per se ist ebenso wenig eine entwürdigende wie eine befreiende Arbeit. Eine gründliche Analyse des Themas bedürfte vieler weiterer Vertiefungen, wie etwa eine ausführliche Auseinandersetzung mit Fragen von sozialer Herkunft, des Einflusses von verschiedenen Migrationsgeschichten oder von Religion. Aber auch verschiedene kulturelle und individuelle Umgangsformen mit Sexualität und Intimität sind hier von Bedeutung. Sexarbeiter_innen leben wie alle anderen in einer von wachsender ökonomischer Ungleichheit, Sexismus, Rassismus, Homo- und Transphobie beeinflussten Gesellschaft. Dementsprechend wird ihnen die Erfahrung von Gewalt und Diskriminierung nicht erspart bleiben. Vielmehr – so habe ich hier aufzuzeigen versucht – ist diese von einem spezifischen Hurenstigma geprägt.

Wollen wir diese und andere Formen der Ausgrenzung, Diskriminierung und Unterdrückung bekämpfen oder zumindest zurückdrängen, müssen wir auf alte und neue Hierarchisierungen, Entmündigungen und vor allem auf Forderungen nach einer Kriminalisierung (wie etwa durch ein Verbot von Sexarbeit oder durch die strafrechtliche Verfolgung von Freiern) verzichten. Solange viele Menschen aufgrund ihrer gesellschaftlichen Positionierung und ihrer Herkunft kaum

eine Chance auf dem «regulären» Arbeitsmarkt haben, wird eine grundsätzliche Voraussetzung für Ausbeutungs- und Zwangsverhältnisse gegeben sein, nicht nur im Bereich der Sexarbeit.

Eine progressive oder eine gute Prostitutionspolitik müsste daher langfristig also Verbesserungen anstoßen, die nicht unbedingt etwas im engeren Sinne mit der Regulierung von Sexarbeit zu tun haben. Sie müsste etwa an den Geschlechterverhältnissen ansetzen, Bewegungsfreiheit und Arbeitsrechte für alle sichern und einen Beitrag zum Abbau von Rassismus, Sexismus sowie Trans- und Homophobie in der Gesellschaft leisten. Nur wenn alle Menschen die gleichen Rechte haben und diese auch wahrnehmen können, wird eine gute Prostitutionspolitik überhaupt möglich sein. Eine sogenannte liberale Position, die sich für ein «Mainstreaming» und die Gleichbehandlung von Prostitution gegenüber anderen Formen der Erwerbstätigkeit einsetzt, reicht deswegen nicht aus, weil sie strukturelle Ungleichheiten auf dem Arbeitsmarkt und in der Gesellschaft nicht zum Thema macht. Sie bestätigt die neoliberale Ideologie der Selbstverwirklichung durch Arbeit und geht deswegen an der Komplexität des Problems – dem Hurenstigma – vorbei. Es ist schwierig, sich vorzustellen, dass eine schlichte Gleichsetzung mit anderen Arbeiten alles lösen könnte. Als Sexarbeiter_in würde ich mir zum Beispiel nicht wünschen, dass ein Vorgesetzter die Zahl meiner täglichen Kunden oder die Dienstleistungen, die ich anbieten soll, bestimmt. In anderen Jobs mag dies unproblematischer sein. Die Machtposition, die ein Chef oder eine Chefin über Sexarbeiter_innen haben kann, ist wegen der beschriebenen Stigmatisierung und Besonderheiten dieser Tätigkeit nicht mit der in anderen Arbeitsfeldern und -strukturen zu vergleichen.

Wenn es um neue Gesetze geht, dann sollte zumindest sichergestellt sein, dass Stigmatisierung und Machtverhältnisse benannt und aktiv angegangen werden. Von Sperrgebieten oder Kondompflicht muss abgesehen werden. Prostitutionsgesetze können aber durchaus dazu beitragen, das Leben von Sexarbeiter_innen «lebbarer» zu machen.⁴ Ein Gesetz zur Minimierung hierarchischer Strukturen in der Sexarbeit würde zwar die Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern oder das Hurenstigma nicht komplett abschaffen, aber es könnte definitiv eine Möglichkeit bieten, Sexarbeiter_innen zu *empowern* und ihnen Mittel an die Hand geben, mit denen sie sich gegen stigmabedingte Ausbeutung und Gewalt besser wehren können.

Wie schwierig dieser Weg praktisch jedoch ist, zeigt sich im seit 2002 geltenden deutschen Prostitutionsgesetz: Danach sollen Sexarbeiter_innen ihren Beruf als Selbstständige ausüben oder in einem Arbeitsverhältnis mit eingeschränktem Weisungsrecht von Vorgesetzten. Tatsächlich üben die meisten Sexarbeiter_innen aber ihren Job in einer Art Scheinselbstständigkeit aus. Sie sind von Bordellen insofern abhängig, als dass Letztere zum Beispiel Öffnungszeiten und Preise festsetzen, aber den Sexarbeiter_innen dafür kaum oder gar keine Sicherheit und Sozialleistungen bieten. Statt diese Ungerechtigkeit zu thematisieren, eine verbesserte Anwendung des bestehenden Gesetzes zu fordern und für weiterreichende Rechte der Sexarbeiter_innen zu mobilisieren – wie etwa Mindeststandards am Arbeitsplatz, Mindestlöhne, selbstverwaltete Einrichtungen – kritisieren Initiativen wie die aktuelle der Zeitschrift *Emma* das ProstG vor allem dahingehend, dass es polizeiliche Kontrollen einschränke.

Unverzichtbar ist zudem ein rassismuskritischer Ansatz. Migrant_innen müssen ein Bleiberecht und gleiche Arbeits-

rechte wie Einheimischen gewährt werden. Neben einer Entkriminalisierung des Bereichs Sexarbeit sollte eine gesellschaftlich und staatlich geförderte Anti-Stigma-Arbeit im Zentrum stehen. Deren Aufgaben bestünden unter anderem darin, die Präsenz, die Perspektiven und Stimmen von (migrantischen) Sexarbeiter_innen in der Öffentlichkeit und im politischen Raum zu stärken und eine kompetente Beratung und Unterstützung für sie durch rassismuskritische Organisationen sicherzustellen. Aber auch Sensibilisierungskampagnen sowie eine zielgruppengerechte Bildungsarbeit (z. B. für Kunden und Sexarbeiter_innen), selbstorganisierte soziale oder kulturelle Veranstaltungen wie Filmfestivals sind wichtig.

Das Hurenstigma ist immer im Kontext mit anderen Machtverhältnissen zu betrachten. Die Beziehung ist kausal und wechselseitig. Ohne Sexismus, Heteronormativität oder Rassismus gäbe es kein Hurenstigma. Andererseits werden Machtverhältnisse durch seine ständige Reproduktion verfestigt. Die hier vorgeschlagene Ausrichtung einer Prostitutionspolitik würde Machtverhältnissen definitiv entgegenwirken – ganz im Gegensatz zu dem, was Feministinnen aus dem abolitionistischen Lager durch ihre Forderungen nach einer stärkeren Kriminalisierung erreichen.

Die Abschaffungs- und Kriminalisierungsforderungen gehen eindeutig in die falsche Richtung, weil sie Sexarbeiter_innen Schaden zufügen. Ein explizit politischer Ansatz ist notwendig, der versucht, das Leben unterschiedlichster Sexarbeiter_innen sichtbar, lebenswerter und beweglicher zu machen und ihre Ausbeutung zu reduzieren. Damit diejenigen, die diese Arbeit gern machen, dafür nicht benachteiligt werden und damit diejenigen, die ihren Beruf wechseln wollen, dieses leichter tun können. Für Deutschland würde dies zunächst heißen, Anti-Stigma-Arbeit zu fördern, das geltende ProstG besser umzusetzen, Migrant_innen mit mehr Rechten auszustatten sowie Sperrgebiete und besonders stigmatisierende Einschränkungen für Sexarbeiter_innen abzuschaffen.

PG Maciotti engagiert sich politisch für die Rechte von Sexarbeiter_innen in Europa. Sie ist Doktorandin an der Open University in Milton Keynes (Großbritannien).

¹ In Abweichung zur sonstigen Verwendung des Binnen-I wird in diesem Beitrag der Unterstrich (Gender_Gap) benutzt, um auch diejenigen Menschen zu repräsentieren, die sich weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zurechnen lassen wollen oder können. ² Die Silbe Cis bezeichnet Menschen, deren gelebte Geschlechtsidentität mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlechtseintrag (Menschen ohne Trans*-Identität) übereinstimmt. Trans* ist der Oberbegriff für Identitäten, die sich nicht als männlich oder weiblich beschreiben lassen. Der Stern verweist auf die Mannigfaltigkeit der damit gemeinten Identitäten. ³ Gigolo ist eine gängige Bezeichnung für männliche Prostituierte, insbesondere für solche Männer, die sexuelle Beziehungen zu manchmal deutlich älteren Frauen unterhalten und dafür finanziell unterstützt werden. ⁴ Vgl. Butler, Judith (2012): Kann man ein gutes Leben im schlechten führen? Dankesrede anlässlich der Verleihung des Theodor-W.-Adorno-Preises der Stadt Frankfurt am Main am 11. September 2012, unter: <http://gleft.de/ww>.

IMPRESSUM

STANDPUNKTE wird herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung und erscheint unregelmäßig V. i. S. d. P.: Henning Heine
Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin · www.rosalux.de
ISSN 1867-3163 (Print), ISSN 1867-3171 (Internet)
Redaktionsschluss: April 2014
Lektorat: TEXT-ARBEIT, Berlin
Satz/Herstellung: MediaService GmbH Druck und Kommunikation
Gedruckt auf Circleoffset Premium White, 100% Recycling